

Die Bestie von Paris

SPIEGEL-Autorin Marie-Luise Scherer über den Frauenmörder Thierry Paulin und seinen Komplizen (II)

Gegen elf Uhr abends führte Monsieur Deshayes gewöhnlich seinen Hund noch einmal aus, einen schmalen gelben Wolf, Pépère genannt, was Väterchen bedeutet. Das in seiner Vorfreude ungestüme Tier schoß das Treppenhaus hinunter bis zum ersten Stock, wo um diese Zeit auch Mathurin aus einer Wohnung trat. Er trug Frauenkleider und war auf dem Weg zur Arbeit, worunter Monsieur Deshayes sich nur das Trottoir der Rue des Martyrs am Pigalle vorstellen konnte. Der Hund versah nun sein Hüteamt, indem er einige Stufen mit Mathurin hinunterging, danach hinauf lief zu seinem Herrn und von neuem wieder an die Seite Mathurins.

Monsieur Deshayes fand dieses klammernde Auf- und Abwärtslaufen seines Hundes ärgerlich. In seiner bequemen Hose, wogegen Mathurin in einem schlauchengen, die Schritte behindernden Rock kaum von der Stelle kam, näherte Monsieur Deshayes sich dann notgedrungen dieser ihm widernatürlichen Gestalt. Jetzt gab auch der Hund endlich Ruhe, da er seine Schutzbefohlenen beieinander hatte. Mit gestauchten Wirbeln und in mühevoller Eintracht mit dem Transvestiten stieg er das letzte Stück Treppe hinab. Und Monsieur Deshayes bot sich der Anblick ihrer bei jeder Stufe ausschwenkenden Hinterteile.

Mit kurzen Unterbrechungen wohnt Mathurin bis zum Herbst 1987 in der Rue Louis-Blanc. Anfangs gilt er als Liebchaft seines Vermieters, des Stewards Eric Laraque*. Dieser Eindruck verflüchtigt sich jedoch. Mathurins Zimmer geht zum Hof. Er nimmt Sonnenbäder auf dem Schmiedegitter seines Fensters sitzend und läßt die Zigarettenskippen fallen. Die Concierge findet auch Präservative in den Kübelpflanzen. Es ist ein magnetisierendes, der Hausgemeinschaft Einsicht gewährendes Fenster, auch wenn sich manche recken oder auf eine Fußbank stellen müssen. So brachte Madame Lorgne es zuwege, an einem heißen Sonntag drei nackte Männerpaare in der Tiefe des Zimmers zu erkennen, unter ihnen den Steward Laraque mit einer Schlafmaske.

Mathurin hat viel Männerbesuch. Den Zahlencode der Zwischentür blockiert er mit Streichhölzern. Die schrillsten und die mattesten Figuren sind auf der Treppe anzutreffen. Einige erfinden sich schnell ein Handwerk, wenn sie angesprochen werden. Allein an Wochenenden hatte Monsieur Deshayes fünfmal die Begegnung mit einem anderen Klempner. Einer drückte die Türscheibe ein, als Mathurin nicht öffnen wollte. Und nach einem Zweikampf in den Scherben war der Eingang voller Blut. Dieser Unwillkommene sei Paulin gewesen, sagt Monsieur Deshayes.

Mathurin dreht die Musik auf, daß im Hof das Weinlaub zittert, und greift Monsieur Spiquel, der sich beschweren will, gleich beim Krawattenknoten. Über dem Ärgernis Mathurin ist im übrigen Haus der Frieden eingekehrt. Sogar die achtköpfige, auf den zwölf Quadratmetern einer Dienstkammer lebende Chinesenfamilie hat er als Ärgernis ablösen können, obwohl deren schwerkranker Großvater weiter auf die Treppe spuckt.

Mathurin hat Joséphine wiedergetroffen, den Grotesktänzer aus dem Paradis Latin. Sie beginnen ein Liebesverhältnis, und Mathurin zieht tage- und wochenweise zu ihm. Nach späteren Aussagen des Tänzers war Mathurin bemüht, nicht mehr den



Täter Paulin: Die Gelegenheit zum Morden ...

Zufällen zu leben. Er habe Geld als Kellner verdient und als Propagandist vor Kaufhäusern. Er sei sonntags in die Messe gegangen und habe den Kontakt zu seiner Mutter gesucht, die in einem Hotel der Rue Pajol in Dauerlogis wohnte. Im Über-schwang seiner neuen Rechtschaffenheit soll er sogar daran gedacht haben, für sich und Joséphine ein Haus zu mieten.

Für Paulin bedeutet die gewendete Existenz Mathurins eine doppelte Abtrünnigkeit. Die Verwandlung des unsteten Freundes in einen beständigen Geliebten ist ihm so unerträglich wie dessen Arbeitseifer. Paulin will teilhaben an dem Glück; Joséphine soll auch ihn beherbergen. Als es ihm verweigert wird, will er das Glück zumindest stören. Schließlich legt er Feuer im Appartement des Tänzers und treibt das Paar in die Flucht. Stärker als vorher müssen die beiden jetzt seine Gereiztheit fürchten. Sie wechseln quer durch Paris von einem Hotel ins andere, wobei das Irreführen die Ausdauer ihres Verfolgers nur steigert.

Es ist anzunehmen, daß Joséphine, der im Engagement stehende Tänzer, nicht ständig mit Koffern und Kleidersäcken unterwegs sein wollte. Um dieser Zumutung ein Ende zu setzen, konnte er Mathurin gebeten haben, zurückzukehren in die Rue Louis-Blanc.

Am 20. Dezember 1985, inzwischen ist über ein Jahr vergangen, beginnt im 14. Arrondissement eine neue Serie von Mor-

* Die mit * gekennzeichneten Namen wurden von der Redaktion geändert.



... dem Zufall des Weges überlassen: **Nebenstraße der Rue des Mortys**

den an alten Frauen: Estelle Donjoux, 91, erstickt unter ihrer Matratze; Andrée Ladam, 77, erwürgt; Yvonne Couronne, 83, erwürgt. Die Todesdaten der beiden letztgenannten sind der 6. und 9. Januar 1986. Die Wohnungen dieser Opfer liegen nur kurze Fußwege voneinander entfernt. Von der Rue Baillou, wo Andrée Ladam ermordet wurde, bis zur Rue Boyer-Barret, wo Paulin ein Zimmer hat, sind es zehn Minuten.

Neben den Männern, die ihm sexuell verfallen sind und die er kujoniert, möchte Paulin Freunde gewinnen. Er ordert den Whisky in Flaschen und hält jeden frei, der ihm zuhört. Sein Thema ist die Kindheit, der an allen Tischen überzählige Sohn. Manchmal tauscht er die erbärmliche Kulisse auch gegen eine bessere aus. Darin gibt es einen gutsituierten Vater mit geschäftlichen Aufenthalten in Paris. Solche Nächte enden für Paulin meistens gleich: Die Thekenkumpagne, seiner Monologe müde, lassen ihn zurück. Um seinem Elend einen weichen Ausklang zu geben, spendiert er dem Barman noch ein Glas und blättert die Zeche hin, ohne sich herabzulassen, anschließend das Wechselgeld zu zählen.

Unter den Nutznießern in Paulins freigebigen Nächten mag Hervé Gescoffe* eine Ausnahme gewesen sein. Er will gleich die Bedürftigkeit des Antillais erkannt haben, obwohl dieser in den gedämpften Klubs über Gebärden verfügte, als sei er der Erbe eines Inseldiktators. Gescoffe nimmt ihn mit zu sich, Nä-

he Metro Voltaire im 11. Arrondissement, wo er mit einem Freund eine Vierzimmerwohnung teilt. Auch wenn Paulin dem Freund mißfällt, darf er bleiben, da er kochen kann und auch das Saubermachen übernimmt. Seine Wohltäter nennen ihn „Mamie Négresse“.

Außerhalb seiner Dankbarkeitsdienste verbinden Paulin mit Gescoffe gemeinsame Rauschzustände. Die beiden nehmen Captagon mit Whisky, um zu halluzinieren. Und wie Gescoffe sich später erinnert, verriet Paulin selbst in diesen ungeschützten Momenten nie, wovon er lebte. In der Metro macht Paulin Gescoffe auf alte Frauen aufmerksam. Er bittet ihn, zu beobachten, ob die Frauen auf ihn, den Antillais, mit Angst reagieren. Gescoffe will darunter einen bizarren Sport verstanden haben, dem Paulins verhaßte Herkunft zugrunde lag. Knapp zwei Jahre danach deutet Gescoffe diese Metrofahrten als den Versuch Paulins, in ihm einen neuen Komplizen zu rekrutieren.

Die „Résidence Panam“ im 11. Arrondissement ist ein Labyrinth. Neun Eingänge liegen an drei verschiedenen Straßen, der Rue Amelot, der Rue Alphonse-Baudin und der Rue Pelée. Das Anwesen ist von teurer, austauschbarer Modernität, wie sie in Miami nicht anders anzutreffen wäre als in Haifa.

Die Loge des Pförtners hat die Größe eines Chefbüros, was der ungewöhnlichen Merkfähigkeit entsprechen mag, über die der Mann verfügen muß. Den 400 Appartements sind 1300 Bewohner zuzuordnen, die meisten von ihnen jüdisch und in fortgeschrittenem Alter. In den Innenhöfen gibt es das gleichmäßige Geräusch einer Wassertapete, die eine Marmorwand hinunterläuft.

Marjem Jurblum benutzte nur den Eingang Rue Pelée Nr. 7, auch wenn sie vom Einkaufen kam im jüdischen Quartier Marais und ein Eingang in der Rue Amelot für sie näher gelegen hätte. Sie ging jedoch lieber zwischen vielen Unbekannten in der Straße, als durch die verzweigten Gänge abzukürzen, wo ein einzelner Unbekannter sie erschreckte. Das weitläufige Haus schien wie geschaffen, daß Fremde sich in ihm verirrt. Ebenso konnte ein niemals gesehenes Gesicht einem Bewohner gehören.

Marjem Jurblum ließ sich von keinem die Einkaufstasche tragen, selbst wenn der Hilfsbereite ein Nachbar war und sie ihn beim Namen grüßte. Stieg eine zweite Person im Fahrstuhl zu, stieg Marjem Jurblum wieder aus. Ihr polnischer Akzent kam dabei ihren Ausflüchten zustatten, die dadurch weniger indignant waren. Am 12. Januar 1986 wurde sie, 81 Jahre alt, gefesselt und unter einer Plastiktüte erstickt in ihrer Wohnung gefunden. Bedrohlicher als das eigentliche Verbrechen wirkte in

der „Résidence Panam“ die Wahl des Opfers. Allen hatte es der Verdacht angetan, die Vorsicht der Marjem Jurblum habe ihre Ermordung begünstigt.

Aus dem Mitbewohner Paulin ist ein sporadischer Gast geworden. Dann steht der aufgelesene Freund von Hervé Gescoffe vor dessen Tür und bittet für eine Nacht unterzukommen. Er verzichtet auf sein angestammtes Bett. Er will auf dem kurzen Sofa schlafen. Manchmal besteht er darauf, nur auf dem Boden zu liegen. Am Morgen nach den unkomfortablen Nächten macht er mit einer Sorgfalt Toilette, als präpariere sich ein Bräutigam. Er bürstet gegen das hochstehende Rechteck seiner Brikettfrisur an und zwingt die Haare flach an den Kopf. Danach drückt er sich eine Baskenmütze in die Stirn. Das Frühstück schlägt er jedesmal aus. Er müsse zur Arbeit nüchtern sein.

Gescoffe macht sich keinen Reim auf diese spartanischen Gastspiele. Auch die Toilettenrituale passen in sein Bild von Paulin, der in jedem spiegelnden Schaufenster sich seines Aussehens versichert. Erst sehr viel später ergeben die Besuche und das Gebaren Paulins einen Sinn für Gescoffe. Die gelegentlichen Übernachtungen könnte Paulin auf mehrere Wohnungen verteilt haben. Er könnte, um frische Reviere abzulaufen, den Ort für seinen morgendlichen Aufbruch mit der Baskenmütze immer wieder gewechselt haben.

Am selben Tag wie Marjem Jurblum wird die 83 Jahre alte Françoise Vendôme gefunden. Sie wohnte im 12. Arrondissement, wo der Täter 1984 mit dem Morden begonnen hatte. Ende Januar 1986 hält er ein drittes Mal in der Gegend Ausschau, und der Zufall schickt ihm Virginie Labrette über den Weg. Sie ist 76 und sehr klein und dünn. Das rauhe Wetter an ihrem mutmaßlichen Todestag hat Monsieur Schiffer, einen Nachbarn, spaßeshalber zu ihr sagen lassen: „Gehen Sie nicht raus in den Wind, Madame Labrette!“ Im Juni endet die zweite Mordserie. Ihre letzten Opfer sind Yvonne Schaiblé, 77, und Ludmilla Liberman, 86, eine Amerikanerin auf Besuch.

Das Verhängnis der Yvonne Schaiblé könnte die Nähe ihrer Wohnung zu einer Crêperie gewesen sein, im 5. Arrondissement der Metrostation Jussieu gegenüberliegend. Sie gehört einer Frau namens Odette. Die Frau hatte Mathurin, als er in Not war, mit ihren Pfannkuchen ernährt und sich als seine mütterliche Freundin verstanden. Der Beginn der Freundschaft fällt in die Zeit, in der Mathurin noch um das Paradis Latin strich, wo er eine Anstellung erhoffte. Da er immer hochgestimmt hinlief zu dem Kabarett in der Rue du Cardinal-Lemoine und immer niedergeschlagen zurückkehrte, nannte ihn die Pfannkuchenbäckerin damals „la grande folle du Paradis“. In der Gefolgschaft Mathurins nahm dann auch Paulin bei Odette einen Stammpplatz ein. Und es gelang ihm möglicherweise, ihre Gunst von Mathurin ganz auf sich zu lenken. Tatsächlich gibt er sie später als seine Adoptivmutter aus.

Als Paris noch neu für ihn war, fand Paulin sich häßlich. Er wollte sich sogar kosmetisch operieren lassen und war seine Mutter um Geld gegangen. Doch was ihm damals sein Unglück bedeutete, die ungeformte Nase und der wie durch einen Boxhieb verschwollene Mund, sollte sich bald zu seinem Vorteil umkehren. Paulin trifft den überreizten Ge-



Komplize Mathurin:
Männerpaare in der Tiefe des Zimmers

schmack bestimmter Männer, denen er seinen Preis diktieren kann. Er gilt als brutale Schönheit. Auch die Ausstattung seines Körpers ist renommiert. Selbst der unangekündigte Schlag, mit dem er jemanden niedermacht, trägt zu seinem Ansehen bei. Den Schwulenbars im Hallenviertel sind seine Ausbrüche vertraut. Man geht in Deckung und wartet sie ab wie ein Naturereignis. Und wenn der Wütende wieder im Lot ist, tauchen alle als Claqueure neben ihm auf. Dann werden die Champagnerflöten aneinandergereiht, und der Barman legt einer Flasche die Serviette um.

Am 13. März 1986 findet in der Schwulendiskothek „Opéra Night“ ein Fest statt namens „Body Rock“. Sein Initiator ist Paulin. Das Milieu, das einen Drogendealer in ihm sah, um sich sein Geld zu erklären, glaubt ihm von jetzt an alles.

Im August raubt Paulin in Alfortville bei Paris mehrere Personen aus. Es sind Drogenkunden, die im Appartement eines Zwischenmannes auf den Dealer warten. Auch Paulin, der gestreckte Ware reklamieren will, erwartet ihn. Weil der Dealer nicht erscheint, tritt Paulin den Fernseher ein, zeigt auf eine Pistole in seiner inneren Jackentasche und kassiert bei den Anwesenden. Er wird zu 16 Monaten Haft in der Vollzugsanstalt Fresnes verurteilt, von denen ihm drei Monate erlassen werden.

Danach muß sein Hunger nach Geltung, vor allem bei jenem besseren, seinesgleichen abweisenden Paris noch zugenommen haben.

Estera Epsztejn stieg an der Metrostation Voltaire aus. Als sie die Nässe auf der oberen Hälfte der U-Bahntreppe sah, band sie sich, noch auf den unteren, trockenen Stufen stehenbleibend, ihre Plastikhaube um. Sie kam von ihrer Versorgungskasse in der Rue Nationale, wo sie für den Nachmittag eine Vorladung gehabt hatte. Inzwischen ging es auf den Abend zu. Der Überdruß über den zurückliegenden Tag war ihr sicher anzumerken. Einmal, weil die Vorladung auf einem Irrtum beruhte, der weite Ausflug vom 11. ins 13. Arrondissement also umsonst war. Und vor ihr lag noch der unbehagliche Heimweg in ihre tote Straße, die Rue Duranti.

Auch für Paulin war der beginnende Abend nicht die übliche Zeit, eine alte Frau zu verfolgen. Der Entschluß, ebenfalls am Boulevard Voltaire auszusteigen, wird vielmehr seinem Freund Gescoffe gegolten haben. Er mußte Gescoffe seine lange Abwesenheit erklären. Und bestimmt hatte er schon eine attraktive Geschichte erdacht für seine 13 Monate in Fresnes. Wahrscheinlich brauchte er, frisch aus der Haft entlassen, auch ein Bett. Nichts weiter könnte Paulin am 6. Oktober 1987 im Sinn gehabt haben. Bis ihn dann Estera Epsztejn interessierte, die müde dastand und mit gedehnten Handgrieffen ihre Kapuze auseinanderfaltete.

Frida Fischel vergällt Estera Epsztejn wieder einen Nachmittag. Die rot hingeschminkten Wangen geben ihrem Gesicht nicht das kleine Glühen einer alten Frau, sondern eine strotzende Ländlichkeit. Die Handtasche auf dem Schoß wie bei einer Metrofahrt, sitzt sie am runden Tisch, um die Überfallene zu trösten. Dazu stellt sie gerne ihr eigenes Schicksal



Tatort Rue d'Alsace, Gare de l'Est: Zur Mittagszeit zerbrechliche Frauen beim Einkaufen abgepaßt

aus. Mit 80 war sie Witwe eines um zehn Jahre älteren Mannes geworden, was inzwischen zwei Jahre her ist. Zu ihren verschärften Lebensumständen zählt noch, daß sie als Jüdin 1930 Galizien verließ. Für Estera Epsztejn sind das eher glückliche Tatsachen.

Nach Treblinka, in Bergen-Belsen, wog sie noch 26 Kilo. Ihr Mann, Chaskel Epsztejn, von Beruf Schneider, war sieben Jahre gelähmt, bevor er starb. Sie hatte ihn in die Werkstatt gebettet, 53, Rue Meslay, im jüdischen Textilquartier Le Sentier, wo sie unter seinen Augen weiter handelte. Estera Epsztejn öffnet mit einer großen Schneiderschere einen Rentenbrief aus Deutschland und zeigt mit den Händen, um wieviel größer noch die Scheren ihres Mannes waren.

Den Schlag gegen die Schläfe hatte Estera Epsztejn erst nach ihrer Ohnmacht gespürt. Ebenso den Schmerz im Nacken, der, wie sie annahm, von dem Ruck herrührte, mit dem Paulin ihr die Goldkette vom Hals gerissen haben mußte. Seine übrige Beute waren die 700 Franc aus ihrer Kommode. Als Kenner der abwegigsten wie der sich leicht anbietenden Verstecke wird er das Bündel schnell entdeckt haben. Danach könnte ihn die Kargheit des Zimmers davon abgehalten haben, nach weiterem Geld zu suchen.

Alles lag am alten Platz; die Tagesdecke stramm über das Bett gezogen, an dessen Kopfende aufgeschüttelt die drei hochgestellten Kissen. Nichts war verrückt auf dem Wachtuch des großen runden Tisches. Die täglich benutzten Dinge befanden sich noch in ihrer altarhaften Anordnung, jedes in Richtung des einen Stuhles, auf dem Estera Epsztejn immer saß: das Wasserglas neben der Vittelflasche, das transparente Mäppchen voller gezackter, kleiner Fotos, das Nähzeug und der Obstteller mit aufgestütztem Messer. Diesen Halbkreis überragte von hinten ein Begonienstock, und zur Tischkante hin stand das in Wochentage und Uhrzeiten eingeteilte Plastikkästchen mit den Herztableten.

Während die stattliche Frida Fischel den Rücken wie aus sturem Guß gegen die Lehne drückt, nimmt Estera Epsztejn nur ein Drittel ihres Stuhles ein. Zuerst habe sie geglaubt,

die Gestalt vor dem Aufzug sei ihr Enkel, auch ein Riese. Um eine Vorstellung von ihm zu geben, zeigt sie auf das ungewöhnlich hochhängende Foto über ihrem Bett. Ohne Leiter habe der Enkel den Nagel eingeschlagen. Alles, was der tue, gerate ihm hoch. Frida Fischel will das Foto unter der Zimmerdecke für eine Lüftungsklappe gehalten haben.

Ihr Vater, sagt Estera Epsztejn über den bärtigen Mann auf dem Bild, habe 13 Kinder zu ernähren gehabt. Er sei von Konskie, ihrem Dorf bei Lodz, bis Danzig hochgefahren, um Heringe zu kaufen. Zu Hause hat er sie geräuchert, dann ging er auf den Markt damit. Er setzte auch Sprudelwasser für den Straßenhandel an.

Die Gestalt vor dem Fahrstuhl war dann aber Paulin. Hinter der Tür des Müllschluckers habe er sie oben abgepaßt, denn der Flur sei ohne Nischen. Und jetzt könne sie diesem Überleben wenig abgewinnen. Sie höre ihr Herz klopfen und ihr Blut rauschen, starre auf den Knopf des Telefons, der, wenn sie ihn drückt, ihre Tochter alarmiert. Aber wann dürfe sie ihn drücken? Das Alarmieren nutze sich ab. Ihrem eigenen Unglück den Vorrang gebend, sagt Frida Fischel: „Freuen Sie sich an dem Knopf, Madame Epsztejn, ich weine meine Tränen in mein Taschentuch.“

Paulin trägt grüne Kontaktlinsen. Er rasiert sich nicht, sondern läßt sich, der Schminke wegen bei seinen gelegentlichen Travestien, in einem Kosmetiksalon epilieren. Er nimmt Kokain, für das er täglich 1200 Franc beschaffen muß.

Auch wenn die älteren Männer ihn horrend bezahlen; für das Geld, mit dem er um sich wirft, muß es noch andere Quellen geben. Er breitet vor seinen Zuhörern ein Geflecht geschäftlicher Aktivitäten aus. Er ist Gründer einer Agentur für Mannequins, bei der er in Wahrheit Botendienste leistet und manchmal übernachten darf. Den Schönsten an den Theken verspricht er Verträge und notiert ihre Maße. Er hat ein Pressbook, ein Fotosortiment, in dem er selber Dressman ist, auch nackt posiert. Er will die „Trophées de la nuit“ ins Leben

rufen, einen Oscar für Nachtklubkünstler. Dabei stehe sein Vater ihm finanziell zur Seite.

Als er eröffnet, mit Aids infiziert zu sein, erfüllt sich sein Wunsch nach Beachtung allerdings nur dürrig. Die Anteilnahme des Milieus erschöpft sich mit einer zur Neige gehenden Flasche. Mit dieser Nachricht kann Paulin nur noch die Mutter treffen. Er braucht ein Entsetzen. Jemand soll einen Schrei ausstoßen, wenn er es erfährt. Horosiewics, sein polnischer Geliebter, muß es der Mutter nachts noch am Telefon sagen. Der Mann ist ihm hörig; sein Schinder Paulin hat ihn schon oft zur Spottfigur gemacht. Einmal, als er sich weigerte, Paulin seine Kreditkarten zu überlassen, stach dieser ihm ein Messer in den Daumen.

Am oberen Pigalle, Rue des Martyrs, steht der Transvestit Carol gegen eine Hauswand gelehnt. Sein angewinkelte Bein wirft einen aggressiven Schatten auf das Trottoir. Carol ist abonniert auf das letzte Stück der steilen Straße, wo die Autos, vom Montmartre kommend, wieder abwärts fahren. Von hier fallen auch die Gruppenreisenden mit ihren angeheiteren Zurufen wieder ein in die Stadt. Und während am Boulevard Rochechouart ihre Busse schon warmlaufen, lassen sie sich von Carol aufhalten.

Carol ist der Schönste; am Ende seiner Beine trägt er nur einen Volant, vergleichbar dem Lamellenröckchen bei einem hochstieligen Pilz. Seine Kollegen sind kleiner als er und überbieten auch in ihren Silhouetten kaum eine durchschnittliche Frau. Die Touristen verkürzen ihm das Warten, obwohl sich von diesen familiären Verbänden nie jemand absetzt für ein Liebesabenteuer, sich auch keiner trauen würde, unter dem anfeuernden, letztlich aber irritierenden Gönnen der Gruppe wirklich auch zurückzubleiben.

So gibt er sich dem Staunen der braven Leute hin, ihrer entzückten Schockiertheit, wenn er, unverhofft wie eine an unüblichem Ort stillende Mutter, eine Brust zum Vorschein bringt. Carol, der blonde Algerienfranzose, weiß über Samy Gemadin, einen tunesischen Herrenmodeverkäufer, daß Paulin sich am 4. November 1987 die Haare hat bleichen lassen.

Samy Gemadin findet sich selber nicht übel; Paulin dagegen fand er sensationell. Für einen Modesoldaten aus den Hallen, dem so schnell nichts die Beine wegschlägt, grenzt dieses Lob schon an Entäußerung. Auch Gemadin ist ein scharfer Konsument seiner Branche, ein von den Verfallsdaten der Jacken und Hosen gehetzter Mensch. Das Echo auf ein orangefarbenes Hemd zu einem schwarzweiß-gestreiften Gilet testet er während der Mittagspause in der Rue Saint-Denis. Und wie die anderen Figuranten des Hallenmilieus sitzt er nach Ladenschluß im Café Costes an der Rue des Innocents, einem Lokal im modernen Kältestil. Die Haube der aufgeschäumten Mixgetränke reicht bis zum Sockel der Gläser hinunter, was einen Kleinverdiener wie Samy Gemadin den Strohhalm zwar hineintauchen, die Lippen aber nur pantomimisch spitzen läßt, um den Pegel nicht zu senken. Nur Paulin, den er hier zum erstenmal sah, hat unbedenklich schnell getrunken. Schon beim ersten kleinen Gurgelgeräusch im Halm war er sich zu schade für die Neige und hob den Arm für Nachschub.

Bei der zweiten Begegnung hatte Samy Gemadin Paulin als Kunden vor sich stehen. Paulin trug schwarze Jeans von „Closed“ und einen schwarzen Parfetto, das kurze Elvismodell aus Leder, bei dem die gestemmtten Fäuste in den Vordertaschen den Rücken der Jacke strammziehen, wodurch das Gesäß um so plastischer hervorspringt. Auch ohne ihn sich als Liebschaft zu denken, sondern nur als auszustattendes Objekt, als schönes Gerüst für Kleidung, sah der Herrenverkäufer in Paulin ein Ideal. Hinzu kam das neben den Normen rangierende Gesicht. Wie ein inszenierter Fehltritt krönte es die übrige Symmetrie. Paulin kaufte schwarze Kniestrümpfe und Boxershorts der Marke „Arthur“ mit blaushwarzen Rauten. Beim Bezahlen fragte er Gemadin nach einem Friseur; Gemadin nannte ihm den Salon „Rock Hairs“ in der Rue de la Ferronnerie.

Am nächsten Tag fand sich Paulin wieder in dem Herrengeschäft ein. Doch schon während er die Rue Saint-Denis über-

querte, hatte Samy Gemadin ihn durch das Schaufenster mit applaudierenden Gesten gefeiert. Über seinem geschorenen, dunklen Unterkopf hob sich eine platinblonde Bürste ab. Wie am Vortag steuerte Paulin gleich das Karussell an mit den auf Bügeln gespannten exklusiven Unterhosen. Dann blätterte er aber sehr unschlüssig in dem Sortiment, als wolle er die Zeit dehnen, um sich an den Komplimenten des Verkäufers sattzuheören. Erst nach der dritten Umdrehung des Wäschekarussells entschied er sich für weiße Shorts mit einem sich aufbäumenden Zebra längs der Hosenklappe.

Paulin kaufte jetzt alle zwei Tage, den ganzen November über, Unterhosen bei Gemadin. Manchmal drei auf einmal, immer die englischen „Arthur“ für 110 Franc das Stück. Er machte, als greife er an einem angestammten Kiosk nach der Morgenzeitung, einen fast wortlosen Vorgang daraus. Und als Zutat hatte ihm Gemadin zwei Paar schwarze Kniestrümpfe bereitzulegen. Auf die Frage des Verkäufers, wozu er so viele Unterhosen und Strümpfe brauche, antwortete Paulin, er werfe sie nach dem Tragen weg.

Am 23. November, nach dem Mittagessen, als auch der letzte Hauch der Kochwärme verfliegen war, tauchte Marie LeLamer in die Menschenfülle der Rue du Faubourg Saint-Denis. Bei der Kälte schätzte sie die vollen Trottoirs wie früher die Wetterställe im Morbihan, wenn sie als Hütemädchen die Kühe beieinander hatte. Sie glaubte, durch den Atem der Passanten weniger zu frieren, jeder von ihnen fungiere als Rippe eines langen, öffentlichen Heizkörpers. Sie warf einen Brief an die Heilsarmee ein, in dem sie um Zusendung eines Winterpäckchens bittet.

Ihrem starken Hinken haftete eher etwas Dreistes an, als daß es den Eindruck einer Behinderung machte. Marie LeLamer flitzte wie ein Weberschiffchen durch die kompakte Fußgänger-masse, niemanden an ihrer Seite duldend, immer eine Idee schneller. Und so wie ihr Gebrechen sie zu beschleunigen schien, wirkte auch ihr auffälliger Bartwuchs nicht nachteilig, sondern verwegen an ihr. Sie trug eine wilde Mischung aus geschenkten Kleidungsstücken, auch Dinge von teuerster Herkunft.

Zusammen mit Paulin bog Marie LeLamer gegen 14 Uhr wieder in ihre Straße ein, in die weißblaue Helligkeit der Passage de l'Industrie. Die Läden führen nur Friseurartikel. Hinter jeder Scheibe sind Frisuren auf gesichtslosen Köpfen dekoriert, gebändigte Japanhaare und rote Nachtklubmähnen auf Styropor-ovalen. Vor polierten Holzeiern mit Perückengaze liegen gekämmte, gestäubte und gekreppte Haarteile ausgebreitet, in denen, das Glatzendrama ignorierend, Schmuckspangen und Rundbürsten stecken. Marie LeLamer hegte keinen Argwohn gegen den blondierten Mulatten, dessen Zielstrebigkeit nirgendwo begreiflicher war als in dieser Passage, wo jeder den Skalp findet, den ihm die Natur versagt hat.

Marie LeLamer fegte noch ihr Höfchen, wie sie das betretbare Zwischendach unterhalb ihrer Wohnung nannte, als ein Mann hinaufrief, er habe Post für sie. Die Stimme machte ihr Angst, trotzdem will sie in festem Ton geantwortet haben, sie erwarte keine eingeschriebenen Briefe. Ihre Tür war noch nicht ins Schloß gefallen, als jemand von außen drückte und sie von innen ein Bein dagegen stemmte. Im Moment, wo sie fürchtete, sie breche sich das Bein, fiel sie auf den Rücken.

Gegen 16 Uhr kam Marie LeLamer wieder zu sich. Unter ihrem halben Hausstand begraben, aus Nase, Mund und Ohren blutend, lag sie auf dem Bett. Der Täter hatte sich, um an die oberen Klappen ihres Wandschranks zu reichen, den Tisch herangezogen und alles auf die scheinbar Tote raufgeworfen. Zugerichtet wie sie war, ging Marie LeLamer zur Polizei, wo sie, den Täter beschreibend, eine nie erlebte Wichtigkeit erfuhr. Dunkler Teint, dunkle Baskenmütze, ein Ohrring rechts oder links. Zur Konservierung seiner Fingerabdrücke wurde später ihr Kaffeeekännchen, das unzerbrochen am Boden lag, mit einer

Masse überzogen. Gegen 18 Uhr dann nahm die Totgegläubte wieder ihre Gewohnheiten auf, setzte sich hinter das Fenster ihrer Lumpengruft, bewegte den Rosenkranz gegen die Fingergelbte und profitierte vom Neonlicht der Passage.

Paulin ist mit den Vorkehrungen zu seinem 24. Geburtstag befaßt. Ein exquisites Fest soll ihn am 28. November zum Gastgeber haben. Schon zu Beginn des Monats hat er dem Restaurant Tourtour in der Rue Quincampoix eine Anzahlung von 15 000 Franc geleistet. Er ist dort bekannt: einmal als untadeliger Kellner während dreier Wochen im Oktober '85; später als generöser Gast, der sein Intervall als Kellner vergessen machen will.

Luc Benoît*, der einen Smoking hat und Karate kann, will für 500 Franc den Türsteher machen. Er ist Student der École des Sciences politiques, einer Schule für höhere Staatskarrieren, in gängiger Abkürzung Sciences-po genannt. Nach Herkunft, Aussehen und Attitüde trifft Benoît die Pariser Chiffre b.c.b.g., was „bon chic, bon genre“ bedeutet, ebenso wie die Chiffre NAP auf ihn zutrifft, die für Neuilly, Auteuil und Passy steht, die teuren Quartiers des Pariser Westens. Für Benoît ist Paulin ein aufgeblasener Analphabet. Doch Pascal Lagrange*, ein Freund von der Sciences-po, hat ihm Paulin als Dressman-Agenten vorgestellt, und Luc Benoît würde es nicht unübel finden, sich nebenbei als Dressman zu versuchen.



Paulin-Geburtstag: Katzennummer in Tatzenpantoffeln

Paulin ist magnetisiert von der Kaste der NAPs und des b.c.b.g. Er spielt den Tanzbär für diese gebürtige Kaschmirklassiker. Er dreht sich vor ihnen in seinem grauen Radmantel und läßt seine Sherlock-Holmes-Pelerine abheben wie einen Ballettusenrock; die graue Mütze rechts heruntergezogen, da er links den Ohrring trägt. Das gefällt den kleinen Lebemännern, die dem Ergebenen applaudieren, worauf sich dieser als Zahlmeister in einer längeren Nacht dafür bedankt.

Die 200 Franc von dem mißglückten Raubmord an Marie LeLamer versickern noch am gleichen Tag. Paulin fährt zum Apéritif zu Marc Murat* in die Avenue Raymond-Poincaré in Passy. Der 22 Jahre alte Murat ist ebenfalls Student der Sciences-po; er will Diplomat werden. Auf Vermittlung eines Professors volontiert er bei der Nationalversammlung im Palais Bourbon. Er ist Assistent des Deputierten Gilbert Barbier aus Dôle im Jura.

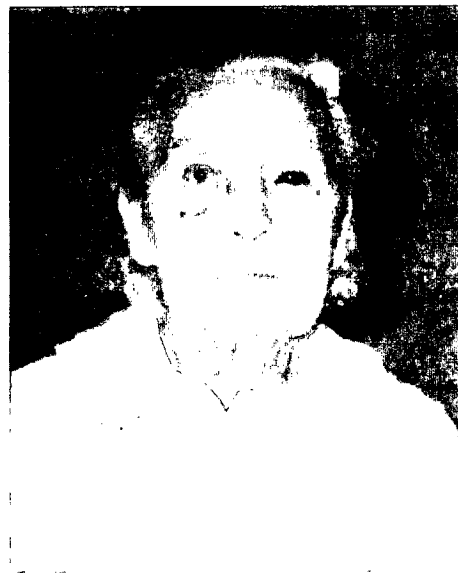
Das b.c.b.g. seiner Kommilitonen ist Murat, dem Sohn eines Garagisten aus Epervain, nicht auf den Weg gegeben worden. Auf die Notwendigkeit dieser Attribute hat ihn erst das bourgeoise Paris gebracht, dem er eine etwas angestrenzte Eleganz entgegengesetzt. Da er von eher kleiner Gestalt ist, fehlt ihm jene spezifisch hochbeinige Herablassung des echten NAP-Junioren. So dient auch die feine Adresse Murats mehr als Reputationselement auf der Visitenkarte, als daß sie ihm die Annehmlichkeiten bringt, die sie verheißt. Paulin muß hinter dem Lieferanteneingang an den Mülltonnen vorbei, eine Dienstbotentreppe hinaufsteigen bis zum 7. Stock, eine Pendeltür aufstoßen zu einem langen Flur, an dessen Ende schließlich Murats grafisch präziöse Karte in einem Metallrähmchen steckt.

Murats Freundin serviert Weißwein mit Cassis. Danach macht sie sich unsichtbar, was ihr einen Akt artistischer Unterwerfung abverlangt, da es in dem Studio nur noch Raum in den Lamellenschränken gibt, die Einbauküche inbegriffen. Und während Paulin eine Linie Kokain zieht, knipst Murat seiner Zigarre die Kerbe ein, feuchtet sie an, stößt das Zündholz die Reibfläche abwärts und bemüht sich mit trockenen Lippenlauten um eine haltbare Glut. Dann setzt der vielbeschäftigte Murat, nun endlich rauchend, den Drucker seines Computers in Gang.

Paulin hat die Einladungen zu seinem Geburtstag dabei, Englische Schreibrift auf Bristolkarton. Es ist Montag und am Samstag schon das Fest. Murat verspricht, einen Teil der Einladungen vom Palais Bourbon aus zu verschicken. Er möchte sich erkenntlich zeigen für so manches Abendessen, für die Drinks bei Père Tranquille und anderswo. Murat hat eine weichere Deutung für den geldsatten Spendierer Paulin als Benoît, Lagrange und Konsorten. Er weiß von sich selbst, wieviel eine Zugehörigkeit an Mühe kosten kann. Murat hat auch schon Briefe entworfen für Paulin, um sich zu revanchieren, ihn juristisch beraten in seinen Agenturbelangen. „Transforstar“ soll das Unternehmen heißen, dessen Chef Paulin jetzt nur noch Ausschau hält nach geeigneten Räumen; favorisieren würde er eine Etage in Passy.

Zu diesen Beratungen erscheint Paulin mit einem kleinen, braunen Lederkoffer, einem Beutestück, in dem er seine Papiere hat, die Kopien der von Murat gefeilten Geschäftsbriefe und Werbesendungen, das Dressman-Pressbook und seine Fotos als Eartha Kitt und Diana Ross sowie Schnappschüsse aus der Militärzeit als Friseurlehrling. In den Seitenfächern des Koffers stecken, als handle es sich um den Ausschuß einer Bettlerkollekte, ausländische Münzen, auch ein gestricktes Damenportemonnaie mit amerikanischen Cents. Letzteres gehörte Ludmilla Liberman.

Paulin will 50 Personen zum Menü plazieren. Die Einladungen für seine 20 wertvollsten Gäste steckt Murat in die offiziellen Kuverts der Nationalversammlung und jagt sie unter dem Postcode des Deputierten Barbier durch die Frankiermaschine. Er ist sich der Wirkung auf die Empfänger bewußt, auch seiner Unkorrektheit. Doch glaubt er, diese Gefälligkeit



Paulin-Opfer Françoise Vendôme, Rachel Cohen, Berthe Finaltéri: „Gehen Sie nicht raus in den Wind, Madame“

werde in der Masse der Briefe untergehen, unter den monatlich 100 000 Postsachen des Palais Bourbon verschwinden.

Das Fest ist jetzt ein unabwendbares Ereignis, das nur noch bezahlt sein will. Dafür muß Paulin in eine wirklich rentable Schublade greifen oder in ein pralles, kühles Ledertäschchen, auf das er hinter einem Wäschestapel stößt. So verläßt er am Mittwoch, dem 25. November, zuversichtlich das Hotel du Cygne. Er sieht sich schon im weißen Cut seine Gäste begrüßen. Allmählich stimmen die Voraussetzungen für ein gesteigertes Leben. Sein Hotel hat zwei Sterne, es liegt im Hallenviertel, Rue du Cygne, gleich an der Rue Saint-Denis: in seinem Zimmer ein Messingbett mit hohem Kopfteil wie im Film, Deckenbalken, Stiltisch, Boudoirlampchen, ein Fernseher auf schwenkbarem Arm. Die Nacht kostet 380 Franc, das macht 12 000 Franc im Monat.

Wie zwei Tage zuvor in der Rue du Faubourg Saint-Denis, wo er über Marie LeLamer das Los verhängte, mischt er sich diesmal in das Gewimmel der Rue du Faubourg Saint-Martin, einer Parallelstraße. Er fühlt sich unverwundbar. Und viele, bei ihren Besorgungen sich erschöpfende alte Frauen sind unterwegs. Sein Interesse an Rachel Cohen, das zuerst mehr sondierend ist, nimmt sofort zu, als sie mit angestregten, pausierenden Schritten in die Marktpassage Château d'Eau einbiegt. Jetzt, da sie vereinzelt wie auf einem Laufsteg geht, treten ihre Beschwerden noch deutlicher zutage. In der koscheren Metzgerei „Chez Jacques“ läßt sie sich gleich auf den einzigen Stuhl fallen, der nur ihr wegen hier zu stehen scheint. Hinter dem Stuhl hängt, die religiöse Kontrolle des Fleisches betreffend, ein Zertifikat des „Großen Rabbinats von Paris“.

Paulin, der sie von draußen beobachtet, gefällt diese Mattigkeit von Rachel Cohen. Noch mehr gefallen ihm aber die Gebärden des Metzgers mit dem halben Mützchen, der die alte Frau für eine Schwerhörige nimmt und zweimal beschwichtigend die Hände senkt, damit sie sich Ruhe antut. Zwei Häuser weiter kauft Rachel Cohen ein halbes Brot. Durch das Schaufenster sieht Paulin, wie sie über einem Ohr die Perücke lüftet, während die Bäckerin auffallend akkurat die Lippen bewegt. Von allen Gebrechen der Rachel Cohen kommt ihm ihre Taubheit am meisten entgegen. In seiner Vorstellung ist sie schon so gut wie tot.

Paulin hat schon wieder Trottoir unter den Füßen, als Madame Capradossi, die Concierge der Nummer 46, Rue du Château d'Eau, im Türbogen erscheint. Es ist erst elf Uhr, die gefragteste Einkaufsstunde. Die alten Frauen tragen ihre Vogelrationen zusammen; über jedem Gemüse ihr wählerisches Zupfen, bei jedem Metzger zeitschindende Erörterungen für hundert Gramm Haschee. Paulin genießt die nachfassenden Blicke auf

seine Haare, die wie ein Schneedach seinen dunklen Kopf abschließen. Bis zum Mittag könnte er sich ein weiteres Opfer vornehmen und danach Mathurin besuchen in der Rue Louis-Blanc. Er könnte auch gleich das eine mit dem anderen verbinden und direkt in Richtung seines Freundes gehen, die Mordgelegenheit dem Zufall dieses Weges überlassend.

So nimmt Paulin selbst die Rue d'Alsace in Kauf. An diese nackte Straße neben der Schienenschlucht der Gare de l'Est wird er keine Erwartung geknüpft haben. Vor allem nicht um den Mittag herum, wo sie endgültig ausgestorben scheint. Denn spätestens jetzt streuen die alten Frauen die Nudeln in ihre Bouillon, oder sie sitzen schon weichgestimmt vor ihrem Teller. Vielleicht haben sie ihren Sesselplatz am Fenster auch schon eingenommen und folgen dem Taubenstreit auf den Bahnsteigdächern.

Ihre einschläfernden Besonderheiten im Ohr, das leise Rangieren und das schwache Zügerollen, will Paulin die Rue d'Alsace nur schnell hinter sich bringen. Doch dann kommt ihm, ungeachtet der Essenszeit, Berthe Finaltéri entgegen. Sie ist 87 und von einer Zierlichkeit, daß er sie, eine Umarmung vortäuschend, schon auf der Straße hätte zerbrechen können. Wie jedes seiner vorangegangenen Opfer trägt auch sie ein halbes Brot. Paulin gibt sich in die Tauben vertieft, bis sie in der Nummer 23 verschwindet. Dann läßt er seine Routine walten.

In den Lidfalten Mathurins sind noch Reste seiner Augenschminke. Vor dem Bett liegt sein kleiner Rock und auf dem Stuhl wie eine aufgeklappte Hühnerkarkasse seine Korsage. Er braucht jetzt einen Kaffee, und Paulin könnte etwas essen. Sie gehen ins „Tabac Le Balto“ Ecke Rue Louis-Blanc/Rue Cail. Da es schon zwei Uhr nachmittag ist und Mathurin noch das kleine Frühstück möchte, betritt er das Bistro mit kapitulierend erhobenen Händen. Damit schafft er es jedesmal, die Wirtin zu erweichen, auch wenn sie ihm leicht vorwurfsvoll das Gewünschte bringt. Diesmal rückt sie sogar mit einem Papierbogen an wegen des Beefsteaks für Paulin. Sie mag den frivolen Mathurin und seine ausgefallenen Freunde, allen voran den Tänzer Joséphine. Diese anmutigen Nachtmenschen sind ihr interessant, wobei das ungenaue Wissen über deren Tätigkeit sicher eine Rolle spielt.

Paulin hat sich seinen Tag schon verdient. Er hat zweimal Beute gemacht, Rachel Cohen getötet, und nach den Prozeduren, mit denen er Berthe Finaltéri reglos machte, müßte auch sie tot sein. Der Rest des Nachmittags könnte dann folgenden Verlauf genommen haben: Paulin begleitet Mathurin zum Waschalon in der Rue Perdonnet, die links von der Rue Louis-Blanc abgeht. Auf der Kreuzung treffen sie Madame Barraud, die Apothekerin von der Ecke, bei der Mathurin gewöhnlich

Geld für den Waschautomaten wechselt. Sie hilft gerade Geneviève Germont beim Überqueren der Straße. In Anspielung auf die beiden prallen Tüten Mathurins fragt ihn die Apothekerin, ob er auch genügend Münzen habe.

Die Maschine läuft schon eine Weile, da Paulin sich eines Besseren besinnt, als die Zeit abzusitzen im Waschsalon. Seine Augen sind dem rotbraunen Mantel von Geneviève Germont gefolgt. Sie steht inzwischen vor den schräg getürmten Gemüseboxen eines Marokkaners. Paulin verabredet sich mit Mathurin für Freitag, den Vorabend seines Festes. In der Rue d'Alsace erwacht unterdessen Berthe Finaltéri aus der Bewußtlosigkeit. Präziser als die davongekommene Marie LeLamer wird sie anderntags den Täter als einen Mulatten mit dunkler Mütze beschreiben, der linksseitig einen goldenen Ohrring trägt.

Am Freitag gegen Mittag, zu seiner üblichen Zeit, ermordet Paulin in der Rue Cail Nummer 22 die Frau im rotbraunen Mantel, die 73 Jahre alte Geneviève Germont. Sie hatte ihm schon mittwochs, am Arm der Apothekerin Barraud, sehr zugesagt. Gegen 15 Uhr findet die Apothekerin, die Geneviève Germont einen Weg abnehmen und Medikamente bringen wollte, sie mit einem Strumpf erdrosselt.

Zum Freitag abend hin trifft Monsieur Deshayes vor dem Waschsalon der Rue Perdonnet auf seinen Hausnachbarn Mathurin. Es ist eine jener unliebsamen Konfrontationen, die ihm sein Hund Pépère zumutet, indem er hochspringt an diesem Subjekt, als zähle es zur Familie, was seinen Herrn zu einem abtüttelnden Grüßen nötigt. Doch Mathurin, sonst der verschworene Freund des Hundes, den er tätschelnd beschwichtigt, wehrt ihn diesmal ungehalten ab. Sein Gesicht unter der gestrickten, in provokanter Fülle herabhängenden Rastamütze wirkt verstört. Und trotz seiner dunklen Hautfarbe empfindet Monsieur Deshayes ihn als blaß.

Drei Säle sind für den Geburtstag gerichtet, im ersten die Bar, im zweiten die eingedeckten Tische, im dritten die Musikanlage. Ursprünglich wollte eine Jazzsängerin und Freundin Paulins ihm zum Geschenk auftreten; es scheiterte aber an der Gage für die Band. Das Fest ist noch nicht gefeiert und kostet schon 30 000 Franc; eine Lage Champagner für das Hochlebenlassen des Gastgeber ist inbegriffen. Für alles, was danach in unwägbaren Mengen fließen wird, müßte das Geld aus dem Raubmord an Geneviève Germont ausreichen. Den weißen Cut hat Paulin beim Schneider gelassen.

Am Eingang des Restaurants Tourtour ist Benoît im Smoking postiert. Als Türsteher hat er sich das Menü schon vor Ankunft der Gäste schmecken lassen. Und jetzt wirft er mehr verbündete als prüfende Blicke auf deren Einladungskarten. Er schickt die Gäste die verliesartige Treppe hinunter zu den Gewölben, wo Paulin in schwarzem Abendspencer zu paspelierter Hose sie erwartet. Die Vorfreude auf den Abend schürt ihre guten Wünsche.

Man befindet sich an einem wirklich stimmungsvollen Ort, 400 Jahre altes Gemäuer im Widerschein der Kerzen, in benachbarter Tiefe zur Metrostation Châtelet/Les Halles. Und von eigenem Leuchten die auf- und niedergehende Bürste

Paulins, der Geschenke entgegennimmt und auf einem Servierwagen stapelt. Zur Begrüßung Kir Royal, zwei Barkeeper schenken ein, drei Kellner machen die Runde mit den Tablets. 40 der 50 Geladenen sind Männer, nach Einschätzung des Türstehers Benoît und seines Freundes Murat, des Assistenten bei der Nationalversammlung, sind vier Fünftel dieser Männer einander intim bekannt.

Als Hors d'œuvre gibt es warmes Ziegenfleisch auf Feldsalat, dann Lachs in Schnittlauch, zu beidem Sauvignon, anschließend Schokoladenkuchen, Kaffee und Champagner. Neben Paulin sitzt Odette, die Pfannkuchenbäckerin, in der Rolle seiner Adoptivmutter. Nach Mitternacht stößt eine Hundertschaft weiterer Gäste zu dem Kreis der Auserwählten, die zweite Garnitur der Freunde Paulins, darunter ärmere Ruhelose vom Männerparcours, auch Treibgut aus der nahen Rue Saint-Denis.

Dieses Kommando aus Hungrigen und Durstigen sorgt jetzt für Schwung. Die Schokoladenkuchen auf den Beistelltischen sind schon verputzt, ehe die Kellner die Teller bringen. Manche



Abtransport eines Paulin-Opfers*: Suche nach Geld hinter dem Wäschestapel

greifen gleich aus dem Kübel den Champagner und setzen über den Köpfen der Tischgesellschaft, die ihre Flötengläser sichert, die Flasche an. Paulin führt seine neuen Tatzenpantoffeln vor, gelbe Ungetüme aus Plüsch mit roten Krallen. Unter Beifall tanzt er eine Katzennummer zum Fieber-Song von Eartha Kitt.

Damit soll der förmliche Teil des Festes aber auch zu Ende sein. Vor allem die Nachhut der Gäste macht das kostenlose Trinken übertrieben locker. In den Ecken beifingern sich schon frische Paare. Einige liegen weggesackt am Boden. Andere dienen sich den gesetzteren Herren an, um sie beim Engtanz auf Hundert zu bringen. Bis plötzlich das Gebrüll Paulins in diese Nahkampfdiele fährt und das Gemenge unterbricht. Auf seinem Gabentisch fehlen Geschenke. Jemand hat ihm seinen Kuchen weggeessen und seinen Champagner weggetrunken. Er macht Benoît, den Türsteher, fertig. Der habe das ganze Gelichter ungehindert durchmarschieren lassen.

Schließlich überkommt ihn der Jammer über sein weites Herz und danach wieder die Wut über das Geld, das ihn die Parasiten

* In der Rue Armand-Gauthier.

kosten werden. Die meisten will er nie zuvor gesehen haben. Also tobt er durch die Gewölbe und scheucht die Orgienbrüder hoch, die sich sofort den Anschein geben, aufzubrechen, indem sie ihre Kleider ordnen. Man kennt seine Anfälle, auch wie sie reichlich begossen werden, wenn sie ausgestanden sind. Paulin zieht sich mit dem schönsten Parasiten in die Toilette zurück, während die Kellner wieder ihre Touren laufen mit den vollen Tablett.

Am Sonntag geht das Feiern weiter. Nach dem Massenvergnügen der vergangenen Nacht trifft sich eine kleinere Runde im Minou Tango am Montmartre, Rue Véron, einer Seitenstraße der Rue Lepic. Die 20 Gäste sind noch einmal eine Auswahl jener 50 ausgesuchten Gäste des Vorabends. Natürlich ist Odette wieder dabei, auch Murat, der angehende Attaché, Benoît als präsentabler Student der Sciences-po und andere Bekanntschaften dieses Schlages; außerdem Paulins Anwalt mit dem Glasauge, dem er die Kürze der Haft in Fresnes verdankt.

Die Mischung ist ausgewogener als im Tourtour; die schwulen Männer sind nicht mehr in der Überzahl. Die Schwaden des Haschisch liegen in guter Balance mit dem Rauch der Havannas, die Murat aus den Beständen der Nationalversammlung hatte mitgehen lassen. Sie waren sein Geburtstagsgeschenk in original plombierter Kiste mit goldfarbenem Nägelchen, und eine Handvoll konnte er in diesen geruhsameren Abend hinüberretten.

Allen hängt die lange Nacht noch an. Man befindet sich im Zustand einer lasziven Mattigkeit, wo ein Gelächter das nächste jagt. Paulin hat der Wirtin einen chinesischen Handschmeichler über die Theke geschoben, ein versetzt kauern des Hasenpaar aus Elfenbein, offenbar ein Beutestück. Die Position der Hasen und die Wirkung des ersten Champagners lohnen die ganze Nachfeier schon. Danach gibt der Abend nur noch Rätsel auf.

Dasselbe Menü wie vor 24 Stunden wird aufgetragen, wieder warmes Ziegenfleisch auf Feldsalat, wieder Lachs in Schnittlauch und kein Wort der Erläuterung von Paulin, auch später nicht beim Schokoladenkuchen. Er pendelt zwischen den vier Tischen, Willkommenswünsche wiederholend, als habe man sich lange nicht gesehen. Er vermeidet, die verflissene Nacht zu erwähnen. Und schneidet jemand das Thema an, wendet er es ab, als lasse die Nacht sich dadurch ungeschehen machen. Mit

der letzten Champagnerlage gegen ein Uhr kommt ihn das Wochenende um die 50 000 Franc zu stehen. Als die geleerten Flaschen kopfüber in den Kübeln stecken, sollen Paulin noch 40 Stunden in Freiheit bleiben.



Nach der Beschreibung der 87 Jahre alten Berthe Finaltéri am 26. November 1987 kann die Pariser Polizei das Phantombild des Mörders um einen linksseitig getragenen Ohrring kompletieren. Da der Gesuchte negroide Züge haben soll und angeblich akzentfrei französisch spricht, konzentriert sich die Fahndung zuletzt auf die ethnische Gruppe der Afro-Kariben aus Guadeloupe und Martinique. Am 1. Dezember 1987, nach drei Jahren folgenloser Spezialeinsätze, läuft Paulin gegen 16 Uhr in der Rue de Chabrol im 10. Arrondissement dem Polizisten Francis Jacob in die Arme. Eine Ahnung von seinem außergewöhnlichen Polizistenglück stellt sich für den Streifenbeamten aber erst ein, als Paulin gleich einen Anwalt kontaktieren will.

Gegen 17 Uhr desselben Tages knallen am Quai des Orfèvres schon die Korken. Von den 150 000 an Tatorten abgenommenen Fingerabdrücken der letzten drei Jahre waren 18 identisch mit denen des soeben vorgeführten Mannes. Für dieses Ergebnis hat der Computer weniger als fünf Minuten gebraucht. Paulin vergrößert den Jubel noch dadurch, daß er innerhalb der folgenden Stunde sieben Morde gesteht. Er soll seine Gefragtheit sehr genossen und mit der Attitüde eines Könners die Taten geschildert haben. Die Torturen, die sadistischen Handlungen, die über den Tötungsvorgang hinausgingen, lastet er seinem Komplizen an. Mathurin wird am 2. Dezember um 6 Uhr früh im Appartement des Grotesktänzers Joséphine, Rue Vercingétorix im 14. Arrondissement, festgenommen.

Während sich für Paulin die Sehnsucht nach Berühmtheit erfüllt, bittet Mathurin, in der Befürchtung, nie mehr einen Arbeitsplatz zu finden, die Beamten darum, seinen Namen nicht öffentlich zu machen. Ein Gerichtsverfahren gegen Mathurin, der als Untersuchungshäftling im Gefängnis La Santé einsitzt, ist noch nicht anberaumt.

Am 17. April 1989 ist Paulin, der als „Bestie von Paris“ in die französische Kriminalgeschichte eingeht, im Alter von 25 Jahren im Krankenhaus der Haftanstalt Fresnes an Aids gestorben.



Vergnügungsstraße Rue Saint-Denis: Gehetzt von den Verfallsdaten der Jacken und Hosen